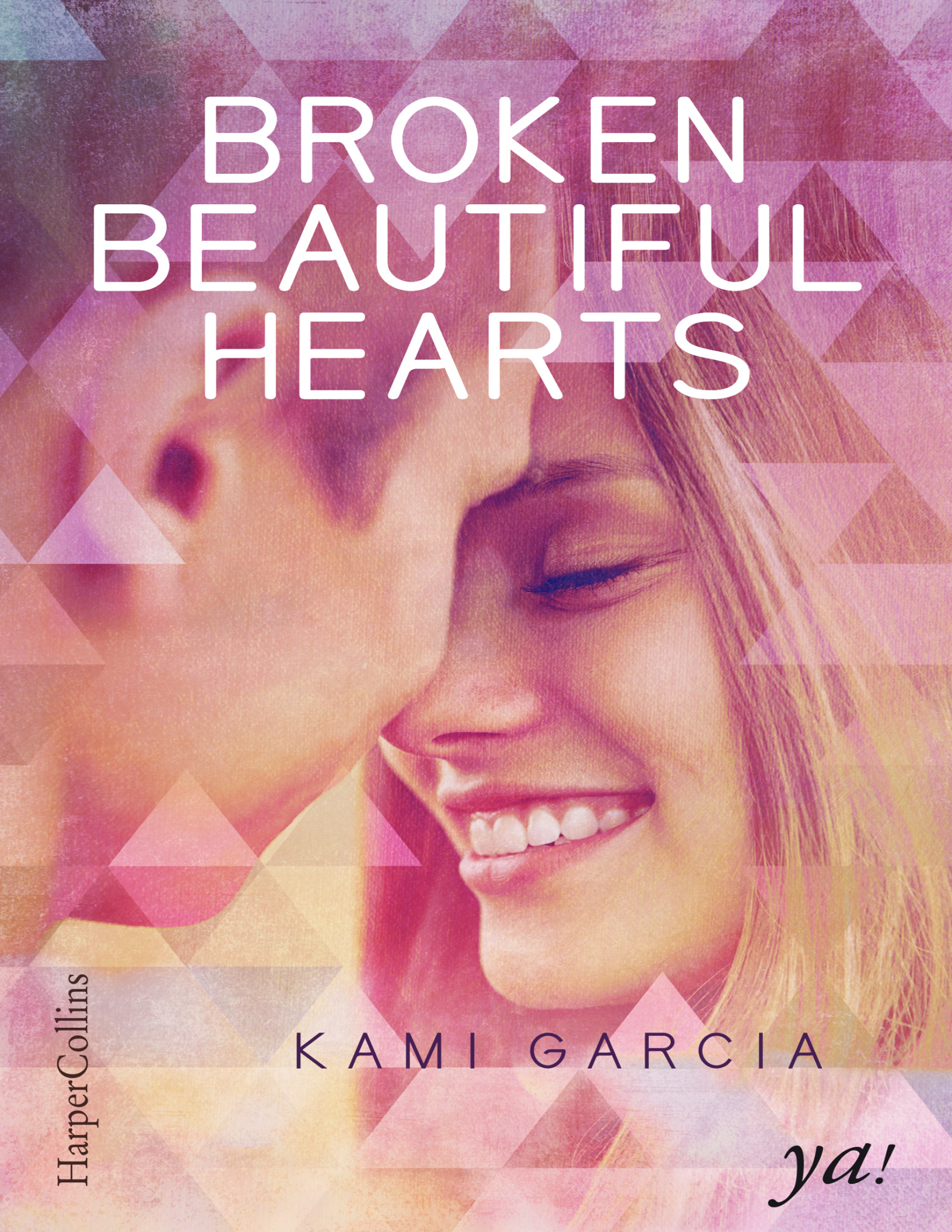




BROKEN BEAUTIFUL HEARTS

KAMI GARCIA

HarperCollins

ya!

Kami Garcia

Broken Beautiful Hearts

Roman

Aus dem Englischen von
Anne Brauner

Harper
Collins | *ya!*

HarperCollins YA!®

Copyright © 2019 für die deutsche Ausgabe by HarperCollins YA!
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Copyright © 2018 by Kami Garcia, LLC.
Originaltitel: »Broken Beautiful Hearts«
erschienen bei: Imprint, New York

Published by arrangement with
KAMI GARCIA LLC.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Covergestaltung: Formlabor, Hamburg
Coverabbildung: Syda Productions, Edhar Shvets / shutterstock
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783959678100

www.harpercollins.de

Für alle Mädchen, die in Schwierigkeiten sind und an sich
selbst zweifeln:

Sagt laut die Wahrheit.

Ihr seid stärker, als ihr glaubt.

*Die Schale muss zerbrechen,
bevor der Vogel fliegen kann.*

Alfred Tennyson, 1. Baron Tennyson

1. KAPITEL

Wenn die Sterne gut stehen

Alles hat seine Gründe, glaube ich, und normalerweise nerven diese Gründe.

Außerdem glaube ich, dass mir die Schnürsenkel meiner Stollenschuhe aus der achten Klasse Glück bringen, dass es auf der ganzen Welt keine begabtere Sängerin als Adele gibt und dass Mais ohne Butter nur Getreide ist.

Aber hauptsächlich glaube ich, dass man mit viel Glück – wenigstens einmal im Leben – einen perfekten Tag erleben *könnte*. Einen Tag, an dem alle Sterne in deinem persönlichen Universum gut stehen und die Erfüllung deiner Träume möglich scheint.

Und das Verrückte daran?

Heute könnte tatsächlich mein Tag werden.

Außer dass Dad nicht da ist.

Der Gedanke bedrückt mich, doch ich verdränge ihn gleich wieder.

Es könnte sein, dass heute der einzige perfekte Tag in meinem Leben ist, und Dad würde nicht wollen, dass ich auch nur eine Sekunde verschwende.

Ich nehme den Brief vom Schreibtisch und lese ihn zum zehnten Mal, seit er gestern gekommen ist.

*Sehr geehrte Miss Rios,
nach sorgfältiger Überlegung ist das Mitarbeiterteam der Frauenfußballmannschaft an der Universität von North Carolina am Chapel Hill überzeugt, dass Sie die Eigenschaften besitzen, die wir bei einer studierenden Athletin suchen. Als Cheftrainerin der Frauenfußballerinnen an dieser Universität gebe ich Ihnen in aller Form eine frühe Zusage und biete Ihnen die Chance, in dem Team zu spielen, das 21 von 35 nationalen NCAA-Wettbewerben gewonnen hat.*

Bitte behalten Sie im Blick, dass diese Zusage an folgende Bedingungen gebunden ist:

- *Eine durchgehende Empfehlung Ihres Trainers an der Highschool*
- *Gute schulische Leistungen*
- *Die kontinuierliche Demonstration einer starken Führungspersönlichkeit und fußballerischen Könnens*
- *Der Einsatz auf Ihrer jetzigen Position als Mittelstürmerin bis zum nächsten Herbst*

Seit ich denken kann, habe ich mir das gewünscht, aber jetzt, da der Wunsch in Erfüllung geht, fühlt es sich nicht real an.

»Peyton?«, ruft Mom von unten.

»Gleich.« Ich falte den Brief und stecke ihn in die Tasche.

Nachdem ich mein dunkles welliges Haar in einem Pferdeschwanz gebändigt habe, werfe ich noch rasch einen Blick in den Spiegel. Meine Kleidung besteht aus einer ständig wechselnden Mischung aus Skinny Jeans und Cargohosen, die meine langen Beine zur Geltung bringen, Layer-Tanktops, engen T-Shirts und Stiefeletten. So auch heute.

Wie üblich nehme ich mir genau zwei Minuten Zeit fürs Make-up – Abdeckstift unter den Augen und beerenfarbener Lippenbalsam, der auch als Rouge herhält.

Jetzt muss ich nur noch meine schwarzen Stiefel finden.

»Du kommst zu spät!«, ruft Mom.

»Bin schon da!« Ich bücke mich und schaue unterm Bett nach, wo ich Fußballsocken finde, die Jahrbücher aus der Grundschule, ein Nagellackfläschchen, alte Ausgaben von *Soccer 360*, einen Energieriegel, den man als Hammer benutzen könnte – und meine Stiefel. Ich zerre sie an den Schnürsenkeln hervor und ziehe sie an.

Dads Erkennungsmarken baumeln an der Silberkette, die ich um den Hals trage und nie abnehme. Als ich darauf bestand, sie beim *Spring Fling* zu meinem ärmellosen Kleid zu tragen, hat Mom sich etwas ausgedacht, wie wir die

Marken ins Kleid nähen konnten, damit sie nicht so auffielen. Mir war es egal, ich hätte sie auch so getragen.

Auf dem Weg nach unten schnappe ich mir noch rasch die schwarze Lederjacke vom Stuhl, der neben der Tür unter dem Poster meiner Fußballgöttin Alex Morgan steht. Die Jacke hat meinem Vater gehört. Als ich sie anziehe, hängen die Ärmel über meine Fingerspitzen, und das Leder ist bereits brüchig, aber ich liebe sie trotzdem.

Schließlich laufe ich die Treppe hinunter in die Küche.

Mom hält einen braunen Muffin hoch. »Willst du einen mitnehmen?«

»Nicht, wenn er Hafer, Nüsse, Trockenobst oder Samen enthält.«

Es kostet sie einige Anstrengung, den Muffin zu teilen, weil er so fest ist wie ein Stück Fruchtekuchen. Früher hat Dad immer gekocht. Er war Kubaner, und jeder Morgen begann mit einem Café con leche – starker kubanischer Kaffee mit aufgeschäumter Milch – sowie dicken Toastscheiben mit Butter. Nach seinem Tod habe ich das Kochen übernommen, doch ich ertrug es nicht, das gleiche Frühstück zuzubereiten wie er. Mittlerweile ist Mom wild entschlossen, ebenfalls kochen zu lernen. Muffins sind ihr neuestes Experimentierfeld.

Ich wühle in der Speisekammer. »Haben wir noch Donuts?«

»Donuts bestehen praktisch nur aus Zucker und gelten nicht als Frühstück.« Sie schenkt mir eine Tasse Kaffee ein und reicht sie mir.

Ich füge Milch und Zucker hinzu. »Und warum öffnen die Donutläden dann schon um fünf Uhr morgens?«

»Das ist eines der großen Geheimnisse des Lebens.« Mom beißt in das Gebäck und rümpft die Nase, als sie glaubt, dass ich nicht hinschaue. »Hast du es Tess schon gesagt?«

»Nee.«

»Ich bin überrascht, wie lange du das aushältst.«

»Ich will ihr Gesicht sehen, wenn ich es ihr erzähle.«

»Und Reed?«, fragt sie.

Bis jetzt habe ich an diesem Morgen noch nichts von meinem Freund gehört. »Er hat lange gearbeitet und schläft wahrscheinlich noch. Es macht viel mehr Spaß, es den Leuten persönlich zu sagen.«

Ich trinke den Kaffee aus und stelle die Tasse in die Spüle.
»Ich bin weg.«

»Fahr vorsichtig«, meint Mom, als ich das Haus verlasse.

Ich werfe meine Tasche auf die Rückbank meines Honda HR-V und setze mich hinters Lenkrad. Auf dem Asphalt liegt ein bunter Teppich aus Herbstlaub, das von den Eichen und Ahornbäumen in unserer Straße gefallen ist. Unser Wohnviertel liegt nur zwanzig Minuten von der Innenstadt von Washington, D. C., entfernt beziehungsweise zehn Minuten von dem veralteten mittelhohen Gebäudekomplex, in dem Tess wohnt. Aber darauf würde man nie kommen.

Meine Straße sieht aus, als läge sie in einer Kleinstadt. Die hohen Bäume beugen sich über die Straße, die Häuser sind im Cape-Cod-Stil erbaut, und die kleine Bibliothek an der Ecke erinnert mich an ein rosafarbenes Puppenhaus.

Auf der Fahrt zu Tess denke ich darüber nach, wie ich ihr das mit der UNC möglichst lässig erzählen könnte. Doch mir fällt nichts ein. Wir wissen beide, dass die Colleges in dieser Woche die frühen Zusagen und Stipendien verschicken. Wenn ich mit einem gefalteten Blatt Papier vor ihrer Tür stehe, weiß sie direkt Bescheid. Obwohl das eigentlich keine Rolle spielt, denn selbst wenn ich sie nicht überraschen kann, wird Tess meine Neuigkeit maximal aufblasen. Das machen beste Freundinnen so, wenn bei einer von ihnen etwas Tolles passiert.

Ich parke vor Tess' Haus und will schon mit dem Brief in der Hand losgehen, doch in letzter Sekunde lasse ich ihn auf

den Beifahrersitz fallen, damit sie ihn beim Einsteigen findet. Ich jogge die Betontreppe hoch und achte auf die bröckelnde Stufe, die schon vor zwei Jahren von der Stadt repariert werden sollte. Dann gebe ich an der Haustür den Sicherheitscode ein.

Ich kann es gar nicht erwarten, Reed von meiner Neuigkeit zu erzählen. Wenn man mit dem Bruder seiner besten Freundin zusammen ist, hat es den Vorteil, dass man beide zu sehen bekommt, auch wenn man eigentlich nur mit einem von ihnen verabredet ist.

Noch vor sieben Monaten war Reed nur Tess' heißer großer Bruder – bis eine Party, vier Runden Bier-Pong und eine Autofahrt alles veränderten. Außer Tess und mir waren noch andere aus der Elf auf der berühmigten Spring-Break-Party in Chicken Johnsons Haus, aber wir waren als Einzige dumm genug, mit Chicken und dem Wrestler-Team Bier-Pong zu spielen. Wie Reed waren die Typen nicht nur alle in der Zwölf, sondern auch schwerer und trinkfester als wir.

Nachdem ich Tess eine Stunde lang die Haare gehalten hatte, während sie sich übergab, trug Reed sie zu seinem Wagen. Er hatte eine Jeans an, die tief auf seinen Hüften saß, und ein graues *18th Street Mixed Martial Arts*-T-Shirt, das seine muskulöse Brust betonte. Nicht dass er unfassbar attraktiv gewesen wäre; mit seinen blauen Augen, der schiefen Nase, dem superkurzen schwarzen Haar und der mürrischen Miene wirkte er mehr wie ein Gladiator als ein Schönling.

Aber sexy war nichts dagegen.

Tess wurde auf der Rückbank ohnmächtig, und ich landete auf dem Beifahrersitz. Normalerweise saß Tess immer vorn, und das war mir auch ganz lieb. Ich schwärmte seit Jahren megamäßig für Reed, doch ich kannte ihn eigentlich nicht sonderlich gut und saß nicht neben ihm im Auto ... oder redete gar mit ihm.

Damals sagte ich kein einziges Wort, bis wir an ihrem Häuserkomplex angekommen waren, außer vielleicht hin und wieder »hmm«, um so zu tun, als würde ich etwas zu der Unterhaltung beitragen. Reed schleppte Tess in ihr Zimmer und legte sie auf ihr Bett, während ich an der Tür stehen blieb.

»Gib ihr ja eine Kopfschmerztablette, wenn sie wach wird«, sagte er und ging zur Tür – wo zufällig ich stand.

Als ich zur Salzsäule erstarrte, musste Reed sich an mir vorbeizwängen und hielt sich links, während ich gleichzeitig nach rechts rückte und plötzlich mit dem Rücken zum Türrahmen und dem Gesicht direkt vor seinem Schlüsselbein dastand.

Er schlang einen Arm um meine Taille und sah zu mir hinunter. »Du hast echt schöne Augen. Da ist Gold mit drin.«

Ich hatte schon einige Komplimente für meine Augen bekommen. Aus einem bestimmten Winkel ließ der Kontrast zwischen meiner hellbraunen Haut und dem dunklen Haar die helleren Flecken in meinen braunen Augen golden aussehen. Doch Reed war der erste coole Typ, der das aussprach.

»Sie sind einfach braun.«

»Goldbraun.« Als Reed mir die Haare über die Schulter strich und mit den Fingerspitzen über meinen Nacken fuhr, biss ich mir auf die Lippe und hielt den Atem an.

Sein Blick ruhte auf meinem Mund. »Weißt du eigentlich, wie sexy das ist?«

In diesem Moment, in dem mein Herz wie wild klopfte und Reed mich berührte und meinen Mund betrachtete, wusste ich gar nichts mehr, außer dass er mich küssen sollte. Schließlich strich er mit dem Daumen über meine Unterlippe, und ich sog scharf die Luft ein.

Reed umarmte mich fester, schob mich aus Tess' Zimmer und schloss die Tür. Dann ließ er seine Hand auf meinen

Hintern gleiten und drückte mich an sich. »Das hätte ich schon seit Langem tun sollen.«

Ich musste mich ermahnen, weiterzuatmen.

Als Reed mich endlich küsste, waren seine Lippen rau vom jahrelangen Kämpfen. Es war mir ganz egal. Sein Mund suchte meinen – immer wieder und wieder.

»Ich will dich weiterküssen«, flüsterte Reed. »Morgen. Und übermorgen. Und überübermorgen. Wie findest du das?« Er hörte nicht auf, mich zu küssen.

Schließlich löste er sich von mir und lächelte frech. »Sollen wir morgen Abend was essen gehen? Ich habe einen Kampf, aber der dauert nicht lange.«

Ich habe es nicht sofort kapiert, dass er mit mir ausgehen wollte. Mit seinem leicht ramponierten guten Aussehen und den rissigen Knöcheln würde niemand Reed zum Homecoming-König wählen, aber das hatte keinerlei negative Auswirkungen auf sein Sozialleben. Er war dafür bekannt, beschützend, wild, großspurig zu sein und Spaß zu haben – etwas, was in meinem Leben definitiv zu kurz kam.

In der Schule fingen die Mädchen Tess im Gang ab, um Informationen aus ihr herauszukitzeln. Hatte ihr Bruder eine Freundin? Wo hing er denn so rum? Konnte Tess vielleicht ein gutes Wort für sie einlegen?

Reed Michaels – das Ziel ihrer Zuneigung – küsste mich seit zehn Minuten, und jetzt bat er auch noch um ein richtiges Date. Wie konnte ich da Nein sagen?

Wieso sollte ich?

»Ja.«

Kaum zu glauben, dass diese Nacht schon sieben Monate zurückliegt.

Damals taumelte ich mehr oder weniger durch mein Leben, während ich grübelte, wie es ohne meinen Dad weitergehen sollte, und Reed half mir über mehrere Tiefpunkte hinweg.

Auf der anderen Seite der Wohnungstür fällt etwas Schweres dumpf auf den Boden.

Als ich klopfe, ruft Tess: »Eine Sekunde!«

Sie öffnet die Tür und hält die Zöpfe hinter ihrem Kopf mit einer Hand zusammen. »Ich bin fast fertig.«

»Das sagst du jeden Tag.« Ich folge ihr in die Wohnung und versuche, nicht über die Ordner und Schulbücher zu stolpern, die aus ihrem Rucksack quellen.

»Ich habe ihn fallen lassen.« Sie gibt dem Rucksack einen Tritt, der noch ein Buch ausspuckt. Schnaubend frisiert Tess ihr hellblondes Haar weiter, das ihr bis über die Schulterblätter fällt und das sie trotzdem nie offen trägt. Im Augenblick hat sie ihre Flechtphase. Sie befestigt die Zöpfe am Hinterkopf und rollt ihre übrigen Haare zu einer Krone darum. Keine Ahnung, wie sie das macht. Mir gelingt nicht einmal ein ordentlicher Pferdeschwanz.

Ich weise auf ihre Frisur. »Die ist neu.«

»Wie findest du's?« Sie steckt sich einige widerspenstige Strähnen hinters Ohr. »Soll nach Kriegerprinzessin aussehen. Passt das?«

»Ich habe keinen Schimmer, was du damit meinst, doch es sieht cool aus.« Ich werfe einen Blick in den Flur. »Reed schläft noch?«

»Ja.«

Reed weiß genau, wie sehr ich mich danach sehne, auf die UNC zu gehen. Soll ich ihn vielleicht wecken und es ihm erzählen? Er könnte ja gleich weiterschlafen.

Oder er ist dann den ganzen Tag schlecht gelaunt.

Ich lasse ihn schlafen.

Vor einigen Monaten hätte ich gar nicht erst darüber nachgedacht, ob ich ihn wecken sollte oder nicht, und wäre wahrscheinlich einfach auf sein Bett gehopst.

»Ist es spät geworden?«, frage ich.

»Megaspät. Und er hat richtig fertig ausgesehen.« Tess wendet den Blick ab, in dem ein Hauch von schlechtem Gewissen liegt. Sie bückt sich, hebt den Haufen aus zerknittertem Papier, Stiften und Schulbüchern auf und versucht vergeblich, alles wieder in den Rucksack zu stopfen, aber so funktioniert das nicht.

»War es ein Untergrundkampf?«, frage ich.

»Hat er nicht gesagt. Aber seine Hände waren total kaputt, als er heimkam, und er ist mit einer Packung Tiefkühlerbsen am Kinn herumgelaufen.«

Seit zwei Monaten mischt Reed in der Untergrund-Kampfszene mit, weil er meint, dass er in einer Nacht auf der Straße mehr Geld verdienen kann, als wenn er zwei Wochen lang andere Kämpfer im Fitnessstudio trainiert.

Eines Nachts hat er mich mitgeschleppt, damit ich zuschauen konnte, wie er auf einem Parkplatz kämpfte, wo die Zuschauer Wetten abschlossen. Blutig und brutal, ohne Regeln oder Schiedsrichter, hatte das Ganze sehr wenig Ähnlichkeit mit MMA – Mixed Martial Arts – oder irgendeinem anderen Sport. Doch Reed war mit Herz und Seele dabei.

»Ich mache mir echt Sorgen um ihn, Tess. Er könnte sich übel verletzen.« Sie hat noch keinen Untergrundkampf mit eigenen Augen gesehen. »Aber jedes Mal, wenn ich ihn darauf anspreche, gibt es Streit.«

Sie zieht am Reißverschluss ihres Rucksacks, doch der geht immer noch nicht zu. »Bitte sei nicht sauer auf ihn. Ich will genauso wenig wie du, dass er da mitkämpft, aber meine Mom kann die Rechnungen allein nicht bezahlen.«

Ich nehme ihr den Rucksack ab und ordne ihre Sachen so, dass alles reinpasst. »Ich bin nicht sauer, ich mache mir Sorgen. Wenn sie ihn erwischen, fliegt er aus dem Verband. Und das wäre das Ende seines Traums, bei Wettbewerben in der UFC anzutreten.« Ich weiß, dass sie von der Ultimate Fighting Championship spricht.

Am Anfang unserer Beziehung haben Reed und ich nachts stundenlang telefoniert und uns unsere Träume erzählt. Er will in den Reihen der MMA so weit aufsteigen, bis er einen Sponsor oder einen Trainer der Spitzenklasse findet, der sein Potenzial erkennt. Ich dagegen will Fußball für ein College der Division I spielen und mir nach meinem Abschluss einen festen Platz in einem Profiverein sichern.

»Er tut es für mich«, erklärt Tess leise.

»Das ist aber nicht deine Schuld.« Ich fummle an dem Reißverschluss, bis der Rucksack zugeht. »Was Reed macht, entscheidet er selbst. Er lässt sich sowieso nichts sagen.«

Verhalten lächelt sie. »Da kenne ich noch jemanden.«

»Das nehme ich mal als Kompliment.«

Als Tess lacht, leuchten ihre blauen Augen. Sie sieht Reed ansonsten überhaupt nicht ähnlich, doch beide haben sie strahlend blaue Augen. Blau wie das Meer – wie das Wasser auf den Fotos meiner Großeltern am Strand von Kuba, bevor sie in die Vereinigten Staaten ausgewandert sind. In der Wirklichkeit habe ich solch blaues Wasser noch nie gesehen.

Als wir gehen, entdecke ich ein Loch in der Wand hinter der Wohnungstür. »Was ist das denn? Sieht aus, als hätte jemand dagegengehauen.«

Ihr Blick zuckt zu dem Schaden. »Fast richtig. Reed und TJ haben sich gekabbelt, als Reed die Tür öffnete. TJ ist gegen ihn gefallen, und dann haben sie die Tür mit voller Wucht aufgeschlagen, sodass sie mit der Klinke gegen die Wand geknallt ist. Mom fand das nicht so toll. Reed muss das Loch reparieren.«

Irgendetwas stimmt mit diesem Loch nicht, doch ich weiß nicht, was.

Kaum dass Tess die Tür öffnet, steht ihre Mutter mit den Schlüsseln in der Hand im Hausflur.

Mrs. Michaels schnappt erschrocken nach Luft. »Ich habe euch gar nicht gehört.«

Die Ringe unter ihren Augen sind noch dunkler als sonst. Wahrscheinlich kommt sie von einer Doppelschicht im Café. Tess hält ihrer Mutter die Tür auf.

»Danke, Liebes.« Ihre Mutter läuft wie eine Schlafwandlerin weiter, will den Schlüssel aufhängen und lässt ihn aus Versehen fallen.

Ich hebe ihn schnell für sie auf.

»Tut mir leid, ich weiß nicht, was mit mir los ist.« Mrs. Michaels gähnt.

»Du hast achtzehn Stunden am Stück gearbeitet und bist total erschöpft«, erwidert Tess und geht in die Küche.

Ihre Mutter lächelt mich an. »Wie sieht's bei dir aus, Peyton?«

»Gut.« *Sagenhaft gut.* Plötzlich habe ich ein schlechtes Gewissen.

Tess kommt mit einem Becher Kaffee zurück und reicht ihn ihrer Mutter.

»Danke.« Mrs. Michaels macht es sich auf dem Sofa bequem, trinkt ein bisschen Kaffee und stellt den Becher auf den Beistelltisch.

»Kann ich noch etwas für dich tun, bevor wir fahren?«, fragt Tess.

»Nein, geht schon.« Ihre Mutter zieht die Schürze aus und wirft sie über einen Stuhl. »Ab mit euch zur Schule.« Sie legt den Kopf auf die Sofalehne und schließt die Augen.

Auf Zehenspitzen verlassen wir die Wohnung, Tess schließt die Tür ab. Auf dem Weg zu meinem Auto läuft sie am Rand des Bürgersteigs entlang und setzt einen Stiefel vor den anderen, als würde sie auf einem Seil balancieren. Es ist offensichtlich, dass sie noch keine Nachricht von einem College erhalten hat.

Mittlerweile wünschte ich, ich hätte den Brief nicht auf dem Beifahrersitz liegen lassen.

Als wir am Wagen sind, will ich rasch als Erste einsteigen und ihn dort wegnehmen, doch Tess ist schneller, nimmt den Brief und entfaltet ihn.

»Warte ...« Ich strecke die Hand aus, aber sie liest ihn bereits.

»Heilige Scheiße!« Sie sieht mich an. »Du hast es geschafft! Wieso hast du nichts erzählt?«

»Ich wollte es dir persönlich sagen, aber irgendwie fehlte der richtige Moment.«

Sie faltet den Brief und legt ihn aufs Armaturenbrett. »Wieso? Weil ich dann in Selbstmitleid versinken würde?«

»Tess ...«

»Hör auf. Das ist das größte Ding *aller Zeiten*.« Sie packt meine Schultern und schüttelt mich. »Du gehst an die UNC! Aus dir wird die nächste Alex Morgan!«

Ich strahle sie an. »Das bezweifle ich, aber du musst es auch nicht beschreien.«

»Man kann nichts beschreien, was auf jeden Fall passieren wird.« Sie wendet den Blick ab. »Und ehe du fragst: Bei mir war nichts in der Post, und es geht mir *gut*.«

»Man darf sich doch Gedanken machen.«

Tess lehnt den Kopf an die Fensterscheibe. »Und wenn ich nun nirgends ein Stipendium bekomme?«

»Die Briefe wurden frühestens vor zwei Tagen losgeschickt. Es gibt noch ganz viele, die auf Antwort warten«, rufe ich ihr ins Gedächtnis. »Außerdem ist es erst die erste Runde der Universitätsstipendien. Mit deinem Durchschnitt und den Testergebnissen bekommst du bestimmt eins.« Wir wissen beide, dass sie richtig Glück haben müsste, um ein Fußballstipendium zu erhalten. Tess ist eine tolle Spielerin, aber auf dem Platz sticht sie nicht so heraus wie im Klassenraum.

Als sie etwas erwidern will, füge ich noch hinzu: »Und das sage ich *nicht* nur, weil du meine beste Freundin bist.«

»Noten und Testergebnisse reichen vielleicht nicht aus.«

»Du singst auch noch im Chor und bist im Komitee für das Jahrbuch, und das will wirklich etwas heißen, weil du alle Songtexte zerstörst und deine besten Fotos Selfies sind.« Da sie einen Mundwinkel hochzieht, rede ich weiter. »Außerdem hast du doppelt so viele Sozialstunden auf dem Konto wie alle anderen.«

»Wenn man vielseitig erscheinen will, kostet das so viel Zeit wie ein echter Job.« Tess schlingt die Arme um ihre Beine und legt das Kinn auf die Knie. Sie hat nicht vor, sich zusammenzureißen.

Also ist es Zeit, volle Kanne die beste Freundin hervorzukehren. »Hast du mir nicht selbst erzählt, dass fünf Prozent der Schüler, die ein Stipendium kriegen, es ablehnen?« Ich zitiere mit Absicht die falsche Prozentzahl.

»Neun Prozent. In dem Artikel stand, dass die meisten absagen, weil sie auch an einer Schule angenommen wurden, die ihnen besser gefällt, oder von einem anderen College ein noch attraktiveres Angebot erhalten haben.«

»Und dann ...?«

Tess begreift, worauf ich hinauswill, und verdreht die Augen. »Und *dann* kommt der Nächste dran, der auf der Liste des Stipendiatenkomitees steht. Ich hab's verstanden.«

»Dann ist meine Arbeit hier getan.« Ich nehme die Abkürzung über die Tankstelle, die sich einen Parkplatz mit 7-Eleven teilt, lege den Rückwärtsgang des Honda ein und parke so geschmeidig ein wie noch nie.

»Nicht schlecht für ein Mädchen, das zweimal durch die Führerscheinprüfung gefallen ist.« Tess bemüht sich um ein Pokerface.

»Ich habe nur einmal den Bürgersteig gestreift.« Damals war dem Prüfer das Klemmbrett aus der Hand gefallen, und bei dem Versuch, es aufzuheben, hatte er sich am

Armaturenbrett den Kopf gestoßen. Daraufhin hat er mich direkt durchfallen lassen. Als ich mich an seine aufgeblasenen Wangen und sein verkniffenes rotes Gesicht erinnere, muss ich lachen – und auch aus Tess platzt es laut heraus.

Wir haben einen solchen Lachanfall, dass sie Schluckauf bekommt und ich »Seitenstiche!« schreie.

»Danke, dass du mich aufgeheitert hast«, sagt Tess hicksend. »Was würde ich ohne dich bloß machen?«

Ich weise mit dem Kopf auf eine Frau, die mit einem glasierten Donut aus dem 7-Eleven kommt. »Vermutlich würdest du verhungern.«

Auf dem Schulweg hauen wir uns klebrige Donuts und extrasahnigen heißen Kakao rein. Trotzdem treffen wir pünktlich mit der zweiten Schülerwelle ein, die jeden Tag kurz vorm Schellen noch schnell in die Schule flitzt.

»Weiß Reed das mit der UNC schon?«, fragt Tess, als wir durch die große Flügeltür eilen. »Ich meine, hast du es ihm gestern Abend geschrieben oder so?«

Ich werfe ihr einen ernsten Blick von der Seite zu. »Obwohl ich dann gegen unseren Code verstoßen hätte? Jetzt bin ich beleidigt.«

Wir lächeln und sagen einstimmig: »*Beste Freundinnen vor festen Freunden.*«

2. KAPITEL

Der perfekte Tag

Die ersten drei Kurse verlaufen absolut reibungslos. In Chemie hat sich die Lehrerin krankgemeldet und Aufgaben an die Tafel geschrieben, die wir mit der Vertretung bearbeiten sollen. Doch einer von den Schlaffis hat die Tafel geputzt, die Vertretung hatte keine Kopie der Aufgaben, und dann sollte jeder leise für sich lernen. An der *Adams Highschool* bedeutet das, dass alle über ihre Ohrstöpsel Musik hören oder Handyspiele spielen.

Als ich zu meinem Englischkurs kam, teilte der Lehrer schon an der Tür einen unangekündigten Test aus. Ich habe kein gutes Gedächtnis für Sachen, die mich nicht interessieren, zum Beispiel für *Die Verwandlung*, eine Erzählung über einen Mann, der sich in ein Ungeziefer verwandelt. Doch bei dem heutigen Test gelingt es mir, die meisten Fragen zu beantworten.

Bis aufs Mittagessen ist die dritte Stunde die entspannteste Zeit des Tages. Unsere Kunstlehrerin, Mrs. Degan, ermuntert uns, zu experimentieren und unsere eigenen künstlerischen Parameter aufzustellen. Sie meint, wir wären möglicherweise nur einen Pinselstrich vom Genie entfernt, so wie ihr Nachname nur einen Buchstaben von *Degas* entfernt ist. In dieser Stunde arbeite ich an meinem aktuellen genialen Werk, dem Versuch eines kubistischen Selbstporträts, auf dem ich wie eine Mini-Legofigur aussehe.

Der Brief von der UNC in meiner Tasche fühlt sich wie ein Glücksbringer an.

Ausnahmsweise schimpfe ich nicht darüber, dass ich der ersten Gruppe zugeteilt bin, die zum Mittagessen geht – beziehungsweise zum *Frühstück*, wie man eine Mahlzeit vormittags um fünf vor elf auch bezeichnen könnte.

Auf dem Weg in den Innenhof, wo ich mit Tess verabredet bin, rufe ich Reed an, doch sofort springt die Mailbox an. Ich hinterlasse keine Nachricht. Wahrscheinlich schläft er immer noch, denn sonst hätte ich mittlerweile etwas von ihm gehört. Normalerweise hält er es nur wenige Stunden aus, ohne mir zu schreiben oder mich anzurufen – außerdem weiß er, wie sehr ich auf einen Brief gewartet habe.

Ich überlege, ob ich ihn bitten soll, heute Abend nicht auf die Party zu gehen. In letzter Zeit hat es zwischen uns öfter geknirscht, und ein bisschen Zweisamkeit scheint mir da genau das Richtige.

Als ich mit Tess im Diner eintreffe, ist es bereits gerammelt voll. Zwölftklässler dürfen die Schule in der Mittagspause verlassen, und wir sind rasch dazu übergegangen, täglich hierhin zu gehen. Das ist ein großer Fortschritt zum Angebot der Automaten, mit dem wir uns letztes Jahr noch begnügen mussten, wenn wir es nicht wagen wollten, eine der rätselhaften Mahlzeiten in der Cafeteria zu uns zu nehmen.

Wir quetschen uns an den Schülern vorbei, die auf Plätze an der Theke warten.

Tess zeigt auf eine Nische in der hintersten Ecke. »Lucia und Gwen haben einen Tisch ergattert.«

Unsere Freundinnen beugen sich in einer angeregten Unterhaltung über den Tisch, während ihre Gesichter hinter einem beinahe identischen Vorhang aus langen braunen Locken verborgen bleiben. Sie sind gleich groß, haben eine ähnliche Figur und könnten aus diesem Blickwinkel als Zwillinge durchgehen. Doch die Ähnlichkeit hört bei der Frisur auf.

Lucia ist Afrolatina mit puerto-ricanischen Wurzeln und einer Haut im tiefsten Kupferton, vor dem Gwens blassrosiger irischer Teint fast teigig wirkt. Lucias Locken sind Natur, während Gwen ihre mit einem sonderbar aussehenden Lockenstab modelliert.

Lucia ist entscheidungsfreudig, nimmt kein Blatt vor den Mund und stellt ihre Ziele über jeden Typen. Gwen dagegen ist immer auf der Jagd nach dem nächsten Freund, und wenn sie wieder einen Mr. Right gefunden hat, verbringt sie jede Minute mit ihm.

Das bringt mich auf einen Gedanken. »Wusstest du, dass manche Leute behaupten, man könnte auch ruhig ein Arschloch daten, weil man bei jeder Beziehung etwas Neues lernt?«, überlege ich laut zu Tess gewandt.

»Mit ›manche Leute‹ meinst du vermutlich Gwen?«

»Meinst du, das stimmt?«

»Nein«, antwortet Tess sofort. »Das sagt man so, wenn man weiß, dass man mit einem arschigen Typen zusammen ist, den man trotzdem nicht verlassen will. Schau dir meine Mom an. Ein Drecksack hat gereicht, um ihr Leben zu ruinieren.«

Damit meint Tess ihren Vater.

Obwohl ich nicht weiß, ob ich ihre Einstellung so teile, verstehe ich, woher sie kommt.

Kaum stehen wir vor ihrem Tisch, fragt Gwen gespannt: »Und ...?«

Tess setzt sich neben Lucia – ich neben Gwen.

»Bei mir ist nichts gekommen«, sagt Tess.

»*Noch nicht*«, erwidert Lucia und wirft sich ihr dunkles Haar über die Schulter.

Gwen zieht an den Ärmeln ihres übergroßen Kapuzenpullis. »Ich habe auch nichts zu erzählen.«

»Stanford hat mir ein Angebot geschickt«, erklärt Lucia, als wäre es keine große Sache. »Zwar nur ein

Teilstipendium, aber sie zahlen den Großteil der Gebühren und die Auslagen für den Sport, sodass meine Eltern das hinkriegen.« Sie spielt die Zusage herunter, weil sie nicht möchte, dass wir anderen uns schlecht fühlen.

Tess lächelt. »Das freut mich echt für dich.«

»Vergiss uns nicht, wenn du neue Freundschaften in der Ivy League schließt«, sage ich.

Lucia lacht. »Das kannst du abhaken. Ich versuche schon seit Jahren, euch zu vergessen, aber es funktioniert einfach nicht.«

»Du hast es verdient«, sage ich und feuere eine Serviettenkugel auf sie ab. »Auch wenn du unmöglich bist.«

»Hauptsache, ihr redet nicht in Lorenzos Gegenwart darüber«, sagt sie. »Er benimmt sich gerade wie ein Riesenbaby, weil es ihm lieber wäre, wenn ich in der Nähe der Virginia Tech studieren würde. Als ob ich so was tun würde!«

»Sei ein bisschen netter zu ihm«, sagt Gwen.

Lucia steckt sich eine Pommes frites in den Mund. »Wenn es ihm so schrecklich wichtig ist, kann er sich ja eine Uni in der Nähe von Stanford suchen.« Mit der nächsten Pommes zeigt sie auf mich. »Du bist dran, Peyton.«

Ich schiebe die Erkennungsmarken meines Vaters an der Kette hin und her. »Ein Stipendium habe ich nicht bekommen ...« Obwohl ich versuche, cool zu bleiben, lächelt mein Mund von allein. »Aber eine Uni hat mir eine Zusage und einen Platz im Frauenfußballteam gewährt.«

Gwen trommelt mit den Fingern auf der Tischplatte. »Welche denn? Nun sag schon!«

»Die Universität von North Carolina.«

»Wahnsinn!«, jubelt Lucia.

Die Typen in der Nische gegenüber mustern uns und grinsen.

Lucia zwingt sie zum Wegsehen. »Hier gibt's nichts für euch zu holen«, sagt sie und zeigt auf uns Mädchen. »Also dreht euch wieder um, und kümmert euch um euren eigenen Kram.«

Ein Typ wird rot, und die beiden anderen lachen, aber sie wenden sich wieder ihrem Essen zu.

»Was hat Reed dazu gesagt, dass du an die UNC gehst?«, fragt Gwen. »Bestimmt ist er froh, dass es nicht so weit weg ist.«

»Ich bin noch nicht dazu gekommen, es ihm zu sagen. Er hat bis in die Nacht gearbeitet«, antworte ich zurückhaltend. Außer Tess weiß niemand etwas über seine Untergrundkämpfe. »Wahrscheinlich schläft er noch.«

Gwen und Lucia tauschen einen Blick.

»Es ist halb zwölf«, sagt Gwen spitz. »Das stelle ich mir schön vor, den ganzen Tag zu verschlafen.«

»Als ob du noch nie länger geschlafen hättest!«, faucht Tess. »Er ist erst mitten in der Nacht nach Hause gekommen.«

Tess ist immer die Erste, die Reed verteidigt. Da ihr Vater die Familie verlassen hat, bevor Reed und Tess auch nur in die Grundschule gingen, und nie Unterhalt gezahlt hat, arbeitet Reed seit seinem vierzehnten Lebensjahr im Fitnessstudio, damit sie einigermaßen mit dem Geld auskommen. Und er hat es auch übernommen, Tess regelmäßig bei unseren Fußballspielen zuzuschauen.

Gwen rudert zurück. »So habe ich das nicht gemeint.«

Tess steht auf und nimmt ihre Tasche.

»Wo willst du hin?«, frage ich.

»Ich brauche eine Auszeit.«

»Bitte geh nicht, Tess«, bettelt Gwen. »Es tut mir leid. Ich wusste ja nicht, dass dein Bruder so lange arbeitet.«

»Jetzt weißt du es«, sagt Tess und geht.

Gwen legt den Kopf auf den Tisch. »Wieso habe ich das gesagt?«

»Sie regt sich schon wieder ab«, erwidert Lucia. »Geh ihr einfach bis zum Training aus dem Weg.«

Gwen tut mir leid, aber sie sollte es wirklich besser wissen. Niemand kommt einfach so davon, wenn er Reed vor Tess kritisiert. Nicht einmal ich.

3. KAPITEL

Stürmerin

Nach der Schule erscheine ich als Erste zum Training. Der Brief treibt mich auf den Fußballplatz, damit ich mir die Zusage erneut verdiene. Ich stehe am Mittelkreis und passe den Ball von einem Knie zum anderen. Hier fühle ich mich am meisten zu Hause und bin mir selbst am nächsten.

Es tut nicht weh, dass Fußball mich an Dad erinnert. Er hat es mir beigebracht, und ich habe das Spiel vom ersten Kick an geliebt. Mom sagt immer, ich wäre mit meinem Kinderfußball im Arm eingeschlafen, wenn sie mich gelassen hätten. Dad hatte auch vom Profisport geträumt, doch schließlich war er lieber Marine geworden.

Durch seinen Tod habe ich begriffen, dass wir nicht alles im Leben unter Kontrolle haben. Das Universum hat seine eigenen Pläne, bei denen wir nicht mitreden dürfen.

Fußball jedoch ist das Einzige, was ich wirklich beherrsche – ob mein Team gewinnt oder nicht, liegt nicht in meiner Macht. Aber wie ich spiele und wie viel Einsatz ich bringe, das ist meine Entscheidung.

»Wie ich hörte, hat jemand aus meinem Team eine Zusage von der Universität von North Carolina bekommen.« Trainerin Kim kommt mit einer Tasche voll Bällen über der Schulter auf mich zu. »Du hast sehr hart dafür gearbeitet. Ich bin stolz auf dich, Peyton.«

»Vielen Dank. Ich war mir nicht sicher, ob es klappt.«

Sie löst die Kordel, und die Bälle springen heraus. »Ich habe für uns beide dran geglaubt.«

»Es ist auch noch nicht unter Dach und Fach. Meine Noten müssen weiterhin stimmen, und am Ende der Saison wollen sie ein Empfehlungsschreiben von meiner Trainerin.«

»Das könnte natürlich problematisch werden«, neckt sie mich.

»Außerdem muss ich härter trainieren, damit ich im Herbst ›auf meiner jetzigen Position‹ für die UNC spielen kann oder so ähnlich. Man könnte meinen, der Brief wäre ein Vertrag.«

»Das sind Standardformulierungen. Trainer haben eine bestimmte Anzahl von freien Plätzen in ihren Teams, die sie Sportlern so anbieten müssen, dass diese sie innerhalb von neun Monaten übernehmen können.« Kim wirft mir einen Ball zu, den ich sofort zurückwerfe. »Dann wärm dich mal auf.«

Lucia kommt als Nächste aus der Umkleide. »Du schlägst mich immer um Haaresbreite.«

»Was soll ich sagen? Du bist zu langsam.«

Sie atmet geräuschvoll aus. »Egal. Ohne mich würdest du nicht so viele Spiele gewinnen.«

»Wo du recht hast, hast du recht.«

Lucia und ich spielen schon seit der vierten Klasse in verschiedenen Teams in der Schule und anderswo. In der Highschool-Liga ist sie die beste Torhüterin.

Als ich den Ball in die untere rechte Torecke lupfe, ist Lucia noch nicht bereit und hätte ihn fast durchgelassen. Doch sie macht einen Hechtsprung und wehrt ihn ab.

»Den hätte ich beinahe reingemacht.«

»Weil ich noch nicht so weit war«, sagt sie zu ihrer Rechtfertigung.

Als der Rest der Mannschaft aus der Umkleide schlendert, nimmt Trainerin Kim sich kurz Zeit und lässt sich von jeder auf den neuesten Stand bringen. Dann bildet sie zwei Teams

für ein Trainingsspiel, und als sie anpfeift, zählt für mich nur noch der Moment.

Ich dribbele über den Platz und suche eine gute Möglichkeit zu passen. Ich spiele auf der Mittelstürmerposition, genau wie Alex Morgan. Meine Aufgabe besteht darin, Tore zu schießen und meinen Mitspielerinnen Vorlagen zu geben. Da ich in die Offensive gehe, muss ich mehr können als Fußball spielen.

Ich höre die Stimme meines Vaters im Hinterkopf. *Mittelstürmer brauchen Mumm und Risikobereitschaft. Man muss wissen, wann es besser ist, einen Pass zu spielen oder selbst draufzuhalten. Es gibt Schüsse, die unmöglich aussehen, es aber nicht sind. Manchmal entscheidet es zwischen Verlieren und Gewinnen, so einen Schuss anzunehmen, wenn man die Chance bekommt.*

»Peyton! Links von dir«, ruft Imani, eine weitere Mittelstürmerin in meinem Team.

Gwen kommt außen angelaufen. Lucia, die das Tor für die andere Mannschaft hütet, wird jeden Ball in ihrer Reichweite aufhalten, bevor er das Netz berührt. Die untere Ecke ist meine einzige Chance. Gwen hat mich jetzt erreicht und spitzelt sich zwischen meine Füße, um mir den Ball wegzunehmen.

»Peyton, hierher!« Imani zeigt mit erhobener Hand, dass sie immer noch anspielbar ist. Sie sieht nicht, dass Tess hinter ihr läuft.

Da sich der heutige Tag immer noch perfekt anfühlt, ist klar, dass nur ein Direktschuss infrage kommt. Ich kicke den neongrünen Ball, der daraufhin wie eine Rakete auf die linke untere Torecke zusaust.

Lucia sieht, wo der Ball hinsoll, und springt, doch er streift nur die Fingerspitzen ihres Handschuhs und segelt ins Netz. Die anderen Spielerinnen in meinem Trainingsteam jubeln

und klatschen. Es geschieht nicht oft, dass man gegen Lucia trifft.

Man muss wissen, wann es besser ist, einen Pass zu spielen oder selbst draufzuhalten.

Nach dem Training schaue ich auf mein Handy. Reed hat immer noch nicht angerufen oder geschrieben, obwohl er sonst nie den ganzen Tag nichts von sich hören lässt. Ich schnappe mir meine Tasche und rufe ihn auf dem Weg zum Auto an. Es klingelt sechsmal.

Wo zum Teufel ist er bloß?

Als ich gerade auflegen will, geht er dran. »Hey, ich wollte dich auch gleich anrufen.«

»Um fünf Uhr? Warum wartest du nicht gleich bis morgen? Anscheinend hast du richtig viel zu tun, wenn du mich bis jetzt nicht angerufen hast.«

»Mein Akku war leer. Wieso bist du so sauer?«

»Die Colleges haben vorgestern die Briefe verschickt.« Als hätten Tess und ich das letzte Woche nicht mindestens zwanzigmal erwähnt.

»Ach ja?«, fragt Reed, als würde er zum ersten Mal davon hören.

»Ach ja? Mehr hast du nicht dazu zu sagen?«

Im Hintergrund höre ich Stimmen und das vertraute Geräusch von Gewichten, die auf die Gummimatten im Fitnessstudio fallen. Jemand stellt Reed eine Frage, die ich nicht verstehe.

»Reed?«

»Warte kurz, Peyton.« Als Reed etwas zu der Person im Hintergrund sagt, bekomme ich nur Gesprächsfetzen mit. »Er ist früh dran ... Hat er alles dabei? Ich komme ... gib mir fünf Minuten.«

Ich nehme mir vor, bis zehn zu zählen und dann aufzulegen.

Als ich bei sechs bin, ist Reed wieder dran. »Sorry, ich trainiere mit einem neuen Typen. Er hat's noch nicht drauf. Die Briefe sind also draußen, was? Hast du Angst, dass du keinen bekommst?«

»Ich hab schon einen. Das sollte mein Freund eigentlich wissen.« Die freudige Aufregung, es ihm zu sagen, ist wie weggeblasen.

»Ich hab dir doch gesagt, der Akku war leer.« Sein Tonfall wird schärfer.

»Lass uns später reden.«

»Leg nicht auf. Ich bin ein Idiot.« Jetzt ist er wie ausgewechselt, total süß. »Es tut mir leid. Du hast also einen Brief bekommen. Woher?«

»Von der Universität von North Carolina. Die Trainerin will mich in ihr Frauenfußballteam aufnehmen.« Irgendwie kann ich es selbst noch nicht fassen.

»Ich wusste doch, dass du es schaffst.« Reed klingt aufgeregt. »Erzähl mir das alles ganz genau heute Abend, und dann feiern wir auf der Party. Komm um neun zu mir. Der Typ wartet auf mich, ich muss aufhören.«

»Reed ...«

»Bis um neun. Ich liebe dich.« Er legt auf, bevor ich es auch sagen kann.

Ich bin immer noch genervt, als ich Stunden später zu Reed fahre, und auf eine Party habe ich schon mal gar keine Lust. Während ich auf sein Haus zugehe, meldet mein Handy eine Nachricht von Tess. Sie ist mit Lucia schon früher auf die Party gegangen.

Samenspender hat angerufen. Sei lieb zu Reed.

Das war's mit der Chance, dass Reed sich über unsere Beziehung Gedanken gemacht haben könnte. *Der Samenspender* ist Tess' Bezeichnung für ihren Vater. Er